Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 7 (1934-1935)

Heft: 9

Artikel: Wie ich dazu kam, für die Jugend zu schreiben

Autor: Vogel, Traugott / Meyer, Olga / Zulliger, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-851401

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZER ERZIEHUNGS-RUNDSCHAU

ORGAN FÜR DAS ÖFFENTLICHE UND PRIVATE BILDUNGSWESEN DER SCHWEIZ

44. JAHRGANG DER „SCHWEIZERISCHEN PÄDAGOGISCHEN ZEITSCHRIFT" 28. JAHRGANG DER „SCHULREFORM"

Herausgegeben in Verbindung mit Universitäts-Professor Dr. P. Bovet, Professor Dr. v. Gonzenbach, Professor Dr. W. Guyer, Professor Dr. H. Hanselmann, Rektor J. Schälin und Seminar-Direktor Dr. W. Schohaus • Herausgeber: Dr. K. E. Lusser, St. Gallen • Redaktion des allgemeinen Teiles: Seminar-Direktor Dr. W. Schohaus • Redaktion von „Schulleben und Schulpraxis": Prof. Dr. W. Guyer

ZÜRICH
DEZEMBERHEFT 1934
NR. 9 VII. JAHRGANG

ZWEITES SONDERHEFT „JUGEND UND BUCH"

Wie ich dazu kam, für die Jugend zu schreiben

(Eine Artikelreihe[1])

Traugott Vogel, Zürich-Witikon

1. Beitrag. Von Traugott Vogel, Zürich-Witikon.

„Vielleicht darf ich aber noch bemerken, daß dieser Traugott Vogel, wie der berühmte Erzähler Stevenson von sich sagen könnte, er habe bei den Großen so viel Unverstand gefunden, daß er es vorzog, für die Jugend zu schreiben."

So schrieb ein wohlwollender Kritiker, als der erste Band meiner „Spiegelknöpfler" erschienen war. Ich hatte zuvor nebst andern Büchern drei Romane veröffentlicht, allerdings mit mehr literarischem als kaufmännischem Erfolge, war aber keineswegs enttäuscht vom „Unverstand der Großen", weil ich im vorneherein mit beschränktem Entgegenkommen der Leser gerechnet hatte; ja, ein buchhändlerischer Erfolg hätte mich argwöhnisch gemacht, weil mein schriftstellerischer Ehrgeiz nicht in die Breite, sondern in die Höhe ging.

Es konnte demnach nicht gekränkter Stolz sein, der mich aufs schmalspurige Nebengeleise der Jugendliteratur abgelenkt hatte. Warum denn zog ich es vor, für die Jugend zu schreiben? Ich zog es gar nicht vor! Es drängte mich dazu, und ich gehorchte auch nicht dem Streben, meinem Verleger einen neuen „Kundenkreis" zu erschließen; es galt ebensowenig, von einem hohen Rosse zu steigen und zu Fuß hinter der Jugend herzutraben: Nein, es war einfach dieses Thema da, das sich allein für eine Kindergeschichte eignete. Warum sich gerade dieses Thema einstellte? Ich vermute: Weil ich ein Kindernarr bin. Weil ich nach langjähriger kinderloser Ehe ein Kind bekam. Weil ich oft mit Bedauern festgestellt hatte, daß die Jugendliteratur von meinen schreibenden Kollegen vernachlässigt wurde. Und ganz am Anfang meines literarischen Weges sind ja schon Kinderstücke entstanden.

Kurz, eines Tags sah ich mich im Geiste umringt von einer Schar Kinder, die sich mir aufdrängten. Sie begehrten, daß ich ihr Spielgenosse sei, ihr Freund, ja ihr Vater werde. Und dann war fast über Nacht dieser „Klub der Spiegelknöpfler" entstanden. Zeichnend und schreibend begaben wir uns auf Abenteuer; ich konstruierte Situationen, schuf Bedingungen, forderte Erlebnisse heraus.... mit einem Worte: Ich erfand. Denn erzählen hat sicher etwas zu tun mit zählen, abzählen, berechnen. Diesem rechnenden Erfinden von Geschichten fröne ich mit Leidenschaft.

Nicht die Menschen, nicht die Typen werden erfunden, die stellen sich von selbst ein; aber die Wege zu ihren Erlebnissen will ich ihnen weisen, will sie verführen, in Gefahren locken, vor Prüfungen setzen und sie versagen und sich bewähren lassen.

[1]) Vergl. unser „Geleitwort" zu unserem 1. Sonderheft „Jugend und Buch" (Novemberheft 1934). *Sch.*

Solches Schöpferspiel mit Menschen unserer Gnade ist sowohl im Jugendbuch wie im Erwachsenenroman erlaubt und notwendig, mit entsprechend wechselnden Spielregeln freilich, die man kennen muß. Der Künstler vergibt sich keineswegs in der Ehre, wenn er sich als Erzähler den jüngeren Menschen zuwendet. Diese jüngere Menschenwelt ist in jeder Beziehung der ältern, erwachsenen gleichwertig, in mancher Beziehung ihr über; sie ist z. B. reiner, offener, leidenschaftlicher.

Von jeher ging mein selbsterzieherisches Streben dahin, mich von der Kompliziertheit des Lebens-Stils zur Einfalt durchzuarbeiten, sowohl im täglichen Haushalt der Sinne, wie als Handwerker der Feder; und als Erzähler ging mein Wunsch nach Einfachheit sowohl in der Erfindung wie im Prosa-Stil. Nun stellt — nach meinem Dafürhalten — das Jugendbuch die Forderung der einfältig-gradlinig-großzügigen Fabel viel entschiedener als die Erwachsenen-Erzählung mit ihrer Mikropsychologie (die ich gar nicht mißachte, sondern um deren Erkenntnis ich mich mit geistigem Aufwande stets bemühe, ohne die Ergebnisse direkt anwenden zu wollen).

Es scheint somit nicht völlig ausgeschlossen zu sein, daß es einem gerade ergehe wie H. C. Andersen, welcher große Romane schrieb, die wir nicht mehr kennen und dem so nebenbei die Märchen unterliefen, die seinem lieben Namen Flügel gaben. Zu bedauern wäre solcher Irrtum keineswegs.

2. Beitrag. Von Olga Meyer, Zürich.

Der Anfang liegt weit zurück. Ich erzählte als Kind meinen Kamerädlein leidenschaftlich gerne Geschichten. Da saßen sie eng aneinander geschmiegt auf der verborgenen Kellertreppe, ich vor ihnen und berichtete, beileibe nicht das, was ich gehört oder gelesen hatte. Wohl diente es mir als Kulisse, als ungefähre Richtlinie; meine Erzählung aber modelte ich nach eigenem Empfinden, lenkte ich hauptsächlich nach der Wirkung, die sie auf die Kinder ausübte. Ich las hungrig in ihren Augen, ihren Gesichtern, besaß ein feines Gefühl dafür, wenn ich sie zu langweilen begann, und zog augenblicklich stärkere Register. Lachen wollte ich hervorzaubern und wieder zu Tränen rühren. Im Innersten wollte ich packen und rütteln, dann nur hatte ich die Sicherheit, daß meine Erzählung gewirkt habe, und es erfüllte mich ein tiefes Befriedigtsein.

Olga Meyer, Zürich

Als ich dann als junge Lehrerin in der Schulstube die vielen erwartungsvollen Augen auf mich gerichtet sah, fühlte ich mich plötzlich wieder als Kind bei der verborgenen Kellertreppe, das hier seine Kraft erproben konnte. Ich war restlos glücklich. Unerschöpflich viel schien mir, was ich zu geben hatte... mehr war, was ich empfing. In hellster Begeisterung trug ich das Leben in seiner Fülle an die Jugend heran. Nur weniges wurde von den Kindern so aufgenommen, wie ich es erwartet. Was war mit mir geschehen? Ich entzündete ihre Herzen an bester Jugendliteratur, in der ich selbst nach des Rätsels Lösung stöberte. Aber dies alles war nicht *mein* Weg. Ich wollte Eigenes geben und wußte nicht mehr wie. Schmerzlich wurde es mir langsam bewußt, daß ich kein Kind mehr war. Ich hatte den Weg zu seinem Denken und Fühlen verloren. Himmelstürmerisch die Türe aufbrechen wollen brachte nur Enttäuschung. Ich mußte durchs Schlüsselloch, klein und bescheiden werden, nichts mehr wollen, sondern horchen. Da spürte ich die Freude des kleinen, wie des größeren Kindes am einfachen Geschehen, in dem sich sein eigenes Tun und Träumen spiegelt, an dem, was vollkommen im Bereiche seines Verstehens liegt. Es galt ihm das Leben zu vermitteln von *ihm* aus gesehen, in seiner Sprache, seinem Wesen angepaßt. Und da kam es wie von selbst. Ich erzählte von dem, was ich nie müde geworden war, mitanzuhören, von den schlichten, in ihrer Einfachheit und Ursprünglichkeit herzerquickenden Jugenderlebnissen meiner Mutter, des Tößtaler-Anneli, Geschichten, die sie mir ungezählte Male beim Geschirrtrocknen oder in der stillen Abendstunde hatte wiederholen müssen, die mich durch meine ganze Jugend begleitet und unwiderstehlich angezogen hatten. Etwas klang dabei in mir mit. Ein Duft von Heimat und Erde lag darin, in allem Kleinen eine Größe. Sie griffen mir ans Herz, wurden ein Stück meiner selbst. Und siehe, den Kindern ging es nicht anders. Sie lebten und litten und freuten sich mit diesem Anneli, in dessen Leben hinein ihnen meine phantasievolle Laterne zündete, wie ich nie erwartet hätte. Immer ein Stück Lebensweg voraus, saß ich zu Hause mit heißen Wangen an meinem Schreibtisch, um die kleinen Geschichten festzuhalten, kämpfte verbissen für den einfachen Inhalt, um die einfachste Ausdrucksform, weil doch nur sie dazu passen konnte und keine andere. Es war eine erwartungsvoll segensreiche Zeit.

Als ich fünfzig Kapitelchen beisammen hatte, sah das Ganze aus wie ein Buch. Ich betitelte es nach meiner Mutter „Anneli". Hätte mich jemand gefragt, warum ich dies so und nicht anders gemacht, ich hätte es ihm nicht sagen können. Mein erstes Jugendbuch ist ganz einfach von selbst geworden, aus dem heißen Bedürfnis heraus, den Kindern im Rahmen ihres Interessenkreises, in ihrer Sprache wahre Werte des Lebens zu vermitteln. Wie früher auf der Kellertreppe, hatte ich ganz gefühlsmäßig den Weg wieder gefunden und staunte wohl am meisten über den Erfolg.

Erst als ich auf dornenvollem Weg gelernt hatte, auch bewußt zu arbeiten, öffneten sich mir wieder neue Tore und Möglichkeiten, mit der Jugend durch das Buch zu sprechen. Immer aber, was für eine Arbeit auch vor mir liegt, muß ich durch das enge Schlüsselloch, das heißt: Nichts wollen, sondern dienen.

3. Beitrag. Von Hans Zulliger, Ittigen bei Bern.

Im Wintermonat 1915 bat mich jemand, der weit weg von der Stadt und in einem unserer weltabgelegenen Krachen wohnte, ich möchte ihm Weihnachtsverse schicken. Ein Verzeichnis der Bändchen und Hefte, die er bereits besaß, lag bei, und ich sollte in den Buchhandlungen nachsehen, ob sich noch etwas Brauchbares vorfand, das nicht „sentimental oder kitschig" war.

Ich fand nichts Wertvolles mehr.

Aber eines Morgens fielen mir ein Rhythmus und Verse dazu ein, Weihnachtsverse, Mundart.

Bis jetzt hatte ich noch nie etwas in Mundart geschrieben.

Nachdem eine Handvoll mundartlicher Weihnachtsverse entstanden waren, las ich sie meinen eigenen Schülern vor, ohne ihnen zu verraten, wer sie geschrieben hatte: Kleine Legenden über die Kindheit des Jesuskindes und einige mehr lyrische Stücke.

Sie wurden begeistert aufgenommen. Darum durfte ich es wagen, sie in den Krachen hinauf zu schicken.

Als dann die nächstjährigen Weihnachtszeiten heranrückten, packte mich jeweils die nötige Stimmung und die Lust, neue Verschen zu verfassen, bis ein ganzes Bündel vorhanden war. Anläßlich eines Schulbesuches erwischte sie mein damaliger Schulinspektor, als er mir — das war eine seiner „Unarten" — das Pult durchstöberte. Dann hielt er mir eine kleine Strafpredigt, weil ich nicht daran denken wollte, von den Versen zu veröffentlichen.

Ich traute der Sache nicht und entschloß mich, Simon Gfeller zu bitten, er möchte sich die Sache einmal ansehn und mir seine Meinung mitteilen. Sein Brief, der der Rücksendung beilag, klang so begeistert, daß ich einen Verleger aufsuchte, und anno 1918 kam die „Bärner Wiehnacht" heraus, um in der Folge viele Auflagen zu erreichen.

Mit meinen Schülern zusammen arbeitete ich später die Geschichte von den „Pfahlbauern am Moossee" aus. Es waren 12jährige Buben und Mädchen und schon damals fiel mir auf, daß Stücke aus der Geschichte, die von mir selber und von andern Erwachsenen als packend, interessant, literarisch besonders wertvoll usw. betrachtet wurden, den Kindern keinerlei besonderen Eindruck machten, während andere, die nach dem Urteil Erwachsener „nicht besonders gut" waren, von der Jugend begeistert aufgenommen wurden. Der Schriftleiter der „Schweizer Jugendschriften" hörte zufällig von meiner Arbeit, er interessierte sich dafür und ließ sie drucken. Das Heft wurde das meistgelesene aus der ganzen Schriftenreihe.

Die beiden Erfolge bei den Kindern machten mir Freude, und die Freude regte mich an, mehr auf die gleiche Art zu schreiben. So ist das Heft „Die Leute im Fluhbodenhüsli" entstanden: In engster Verbindung mit meinen Zwölfjährigen, später durchbesprochen mit Dreizehn- bis Fünfzehnjährigen wurde daraus eines der meistgelesenen aus der Reihe der Jugendschriften des Schweizerischen abstinenten Lehrervereins.

Hans Zulliger, Ittigen-Bern

Als ich an die obern Schuljahre versetzt wurde, konnte ich bald die Beobachtung machen, wie die Schundliteratur, insbesondere die Abenteurer- und Detektivliteratur, auch bei Landschülern stark verbreitet ist.

Ich suchte der Sache zu steuern, indem ich eine Zeitlang die Hefte ausstellte und verkaufte, die von schweizerischen und deutschen Jugendschriftenausschüssen gedruckt wurden. Die Schüler lasen sie auch, aber ein neuer „John Kling", „Nick Carter", „Manolescu" usw. erweckte immer zehnmal mehr Freude als ein braves, approbiertes Jugendschriftenheft.

Also, sagte ich mir, müssen die Abenteurerschundromane für die Kinder des betreffenden Alters eine besondere Funktion erfüllen. Man müßte wissen welche, um wirklich den Kindern im Pubertätsalter angepaßte Geschichten schreiben zu können, die ebenso begeistert aufgenommen werden wie die Schundheftchen.

Es zeigte sich mir einmal eine günstige Gelegenheit, um die psychologischen Voraussetzungen des Schundlesens bei meinen Schülern etwas näher anzusehen. Ein Schundroman, der von der ganzen Klasse, im besonderen aber von seinem Besitzer als der „beste, interessanteste" usw. bezeichnet wurde, diente mir als Untersuchungsobjekt. Ich sichtete seinen Inhalt mit den Mitteln der Tiefenpsychologie und fand[1]):

1. Die unbewußte Phantasie, die der Schundroman beinhaltet, ist genau dieselbe wie die, die einen „Tell", einen „Hamlet" und andere bedeutende Werke der klassischen Weltliteratur entstehen ließ; es handelt sich dabei um den Kampf der Sohnesgeneration gegen die übermächtigen Väter, die schließlich doch unterliegen müssen.

2. Im Schundroman ist die „Ödipusgeschichte" kaum verhüllt dargestellt, die Symbolik ist sehr grob und wenig sublim. Das ganze ist verbrämt mit Szenerien aus Höhlen, Kloaken, alten Bergwerken und anderweitigen „rettenden" Mutterleibsphantasien; analsadistische, urethrale und andere

[1]) Ausführlicher Bericht darüber in „*Zeitschrift für psychanalytische Pädagogik*" Jahrgang VII, Heft 10—12, „*Der Abenteurer-Schundroman*".

ziemlich unverhüllte Triebansprüche feiern im Schundroman ihren Durchbruch. Ebenso die Kastrationswünsche der „Schwächern" gegen die „Mächtigen", aber es zeigt sich auch die Vergeltungsangst.

3. Das Problem wird so gelöst, indem ein Dritter (Deus ex machina) die Beseitigung des „Mächtigen", der „bösen" Vaterfigur vornimmt, die Sohnesfigur und ihre Abwandlungen schuldfrei bleiben, und daß zuletzt der Verzicht auf das Weib (die Mutterfrage in der Ödipusphantasie) geleistet wird.

4. Der Deus ex machina, der den „Sohn" vor dem schlimmen „Vater" rettet, ist eine Abspaltung des „Vaters": Der „gütige" Vater, mit dem sich der „Sohn" identifizieren kann.

5. Die Verlogenheit des Schundromans liegt darin begründet, daß der sich mit dem Helden identifizierende Leser nicht — wie im guten Werke der Dichtung — gezwungen wird, durch Mitarbeit mit dem Helden an der Konfliktlösung beizutragen. Der Schundroman unterbindet die realitätsgerechte Abwicklung des im Leser drängenden Konfliktes, er vermeidet Realanpassung durch Arbeit und bringt eine viel bequemere Pseudolösung: „Zufall", „Schicksal", „höhere Macht" — ein Deus ex machina beseitigen den toddrohenden schlimmen Repräsentanten des „Vaters". Eine weitere Auseinandersetzung ist nicht nötig.

6. Der Zweck des Schundroman-Lesens ist in vielen Fällen die Angstbewältigung. Keine Altersstufe steckt in ähnlichem Maße normalerweise so voller Angst wie die Pubertätszeit. Der Schundromanheld, mit dem sich der junge Leser identifiziert, zeigt sich als angstfrei. Berechtigterweise, denn immer im entscheidenden Augenblick rettet ihn das „Schicksal" vom Tode. Nicht *er* rettet sich, sondern eine Macht, die von außen kommt und sich immer zur rechten Zeit einstellt: Das entspricht den Wunschphantasien der Leser.

Nachdem ich diese Einsichten gewonnen hatte und wußte, daß wir in der Jugendschriftstellerei nicht so leicht „Das Schlechte durch das Bessere ersetzen" können, und daß dieses „Bessere" durchaus nicht allein nur eine Frage des literarischen Geschmackes bedeutet, machte ich mich daran, zwei neue Stoffe für Kindergeschichten zu bearbeiten. Dabei berücksichtigte ich bewußt, was ich bei der Untersuchung über den Schundroman gelesen hatte.

Es entstand das Jugendschriftenheft „Türlü und die Kameraden". Wenn Kinder es unbefangen kritisieren, so sagen sie, es wäre „schön" gewesen, wenn die Knabenschar tätliche Rache am Peiniger des Türlü hätte nehmen können. Offenbar kommt die jugendliche Aggressionslust immer noch zu wenig auf ihre Rechnung.

Für die gleiche Altersstufe habe ich auch „Cécile und die Indianer" geschrieben. Wie diese Geschichte einschlagen wird, weiß ich noch nicht.

Im allgemeinen kann ich sagen, daß all das, was ich bis jetzt für Kinder und Jugendliche geschrieben habe, von den jungen Lesern geschätzt wird.

Die Beurteilung meiner Jugendschriftenproduktion durch die Kinder steht nicht überall im Einklang mit den Kritiken erwachsener „Sachverständiger". Sie finden beispielsweise bei den „Pfahlbauern" die für die Kinder sehr spannende Szene, wo der Urochs erlegt wird, als „zu roh". Das Heft „Von den Leuten im Fluhbodenhüsli" wird gelegentlich als „zu wenig literarisch" von Erwachsenen abgelehnt. Eine Geschichte, die ich besonders für ältere Jugendliche (Fortbildungsschüler) schrieb, sie heißt „Der Besondere" und ist als Bernerheft im Verlage des Vereins zur Verbreitung guter Schriften erschienen, wird von jungen Leuten beiderlei Geschlechtes gern gelesen. In einer von einer Lehrerin verfaßten Kritik in einem Schulblatt erntete sie nur Kopfschütteln.

Ich habe mich — und das nicht allein in bezug zu meinen persönlichen Erfahrungen — gefragt, warum die „zünftige" Kritik zur Kritik der Kinder und der Jugend im allgemeinen in einer so großen Diskrepanz stehe. Es ist doch anzunehmen, daß die erwachsenen Kritiker ihr Bestes zu tun versuchen.

Wahrscheinlich stehen die Kritiker oft auf einem falschen Podium, wenn sie die Kinderliteratur beurteilen sollen.

Ich will versuchen zu erklären, wie ich das meine. Es gab eine Zeit, da verwechselte man kindlich, kindhaft mit kindisch. Man glaubte, wenn Erwachsene sich kindisch gebärden, so sei das kindlich. Diese Zeit hat eine Kinderliteratur hervorgebracht, die selbst heute in der Erinnerung zahlreicher Patenleute und Tanten weiterlebt, gekauft und als „anständige Literatur" an die Kinder abgegeben wird. Meist handelt es sich um scheußlichen Kitsch, wie man ihn etwa auch als „Weihnachtsmärchen" an Stadttheatern zu sehen bekam. Dagegen setzte eine neue Strömung ein. „Für die Kinder ist nur das Beste gut genug!" war die Parole. Und man glaubte, man könne einfach Stücke aus der Literatur für Erwachsene für die Kinder hinübernehmen, man plünderte Rosegger, Gottfried Keller, sogar Dostojewski und viele andere.

Es wird vereinzelte Fälle geben, wo man Erwachsenenliteratur ohne weiteres für Kinder übernehmen kann. Sie werden selten genug sein, auch wenns oberflächlich betrachtet anders scheint.

Vielleicht ist man von einem Extrem ins andere verfallen: Das Kindische wurde als „schlecht" erkannt, und an seine Stelle setzte man nun etwas, das vom Erwachsenenstandpunkt als „gut" erscheint — aber die Kinder kalt läßt und ihnen nicht angemessen ist in Inhalt und Form, trotzdem es literarisch ganz einwandfrei ist.

Dieser Erwachsenenstandpunkt den Kindern gegenüber muß genauer umschrieben werden: Der Erwachsene denkt sich das Kind so, wie er es gerne sähe, nicht wie es in Wirklichkeit ist. Denn das Kind, wie es wirklich ist, beängstigt ihn, erweckt in ihm sofort pädagogische Absichten; die Literatur, die er für Kinder ausliest — oder für Kinder kritisiert —, denkt sich der Pädagoge nun so, daß sie für sein Idealkind passen müßte. Eigentlich für ein Kind, das die gesamte Entwicklung, die vielen Verzichtleistungen auf grobschlachte Triebwünsche, die Sozialwerdung usw. schon hinter sich hat, und das höchstens noch nichts von Liebe wissen darf.

Je stärker nun ein Erwachsener, der Jugendschriften aus der hohen Literatur auslesen oder eigentliche Jugendschriften kritisieren soll, den oben gezeichneten Standpunkt einnimmt und die Kindheit durch seine pädagogische Wunschbrille sieht, desto weniger kann er seiner Aufgabe gerecht werden.

Gerade darum, weil die Erwachsenen meist keine Ahnung vom kindlichen Seelenleben haben, weil insbesondere die

Pädagogen nichts davon wissen, was neben der Schularbeit und etwa noch dem Treiben auf der Gasse hinter den Stirnen der Kinder vor sich geht, wird nicht begriffen, warum trotz Verboten, Drohungen, Strafen, Anbieten von „guter" Literatur immer wieder Schundromane gelesen werden. Der Erwachsene denkt an Bosheit und schreitet als Richter ein, oder er fühlt sich, dessen Verbot nicht eingehalten wurde, in seiner Ehre gekränkt und schreitet auch ein...

Solange wir nichts anderes Besseres als die Schundliteratur haben und zwar in Fülle haben, worin der Jugendliche und das Kind seine Konflikte und Ängste mehr oder weniger offen und unverhüllt dargestellt und gelöst findet, wird der Schundroman trotz aller gesetzlichen Bestimmungen und Verbote seinen Weg dorthin finden, wo er ein Bedürfnis befriedigt und einer Entwicklungsstufe entspricht.

Wenn ich für die Jugend schreibe, so möchte ich im Verein mit andern Jugendschriftstellern mitwirken, eine Literatur zu schaffen, die den Kindern in ihren verschiedenen Entwicklungsphasen adäquat ist, die Klippen des Kitsches, der Sentimentalität und des Schundes vermeidet, aber auch nicht die Jugend so einschätzt, wie es die Wunschphantasie der Erwachsenen tut.

4. Beitrag. Von Hedwig Zogg-Göldi, Zürich.

Geschichtenhungrige Jugend hatte ich immer um mich, erst viele Jahre lang meine Schüler, dann meine eigenen Kinder. Erzählen und Vorlesen bedeuteten für uns, in der Schule wie daheim, immer Feierstunden des Tages. Da konnte es oftmals vorkommen, daß das Erinnern zu Ende war oder der Lesestoff ausging. Nun, dann wurde eben aus dem Eigenen geschöpft. So entstanden eine Menge von Geschichten und Gedichten, deren Wert ich immer sogleich aus der Wirkung auf meine kleinen Zuhörer herauslesen konnte.

Als meine Kinder zu richtigen Leseratten heranwuchsen, lebte ich mit ihnen die ältere und neuere Jugendbücherei durch. Da erwachte in mir die Lust, mich auch einmal an einem größeren Stoff zu versuchen. In stillen Nachtstunden schrieb ich viele Blätter voll und legte das Bündel unter den Weihnachtsbaum, „Meinen Kindern ein Heimatbuch". Denn das war gegeben, daß die Geschichte in ihrer Heimat spielte, im Rheintal, wo sie bei der Großmutter und vielen Vettern und Basen alljährlich die Ferien verlebten und wo sie meinten, nirgends auf der Welt könnte es schöner sein. Wie sie beim Vorlesen die Ohren spitzten! Das war ja ihre vertraute Heimat, nur andere Personen mit andern Geschicken waren hineingestellt. Und manche Überraschung gab es auch: Eigene Erlebnisse, Einfälle und Streiche standen wieder auf. Zum Schluß meinten sie: „Schade, daß du so wüst geschrieben hast. Wenn die Geschichte gedruckt wäre, könnten wir sie selber nachlesen, so oft wir wollten."

Das war aber nicht so einfach, wie die Kinder es sich vorstellten. Einmal wollte ich das Urteil eines Lehrers und einer Lehrerin, die selber literarisch tätig sind, erfahren. Es fiel zu meiner eigenen Überraschung ermutigend aus, und ein gut schweizerischer Verlag übernahm auch sogleich die Herausgabe des Buches.

Hedwig Zogg-Göldi, Zürich

Viele Kinder und Mütter baten mich, noch weiter über „Die Geschwister Wartburger" zu schreiben. Sie meinten, diese lebten wirklich in ihrem heimeligen Dörfchen hinter der Burg. Eine gute Seele wollte sogar jedem der fünf Buben ein Paar Hosenträger schenken. Es war ein glückliches Schaffen, als ich den zweiten Band „Die Wartburger und ihre Freunde" schrieb. Ich kam mir vor wie die Norne, die die Lebensfäden spinnt, sie reißen läßt und wieder neu anknüpft.

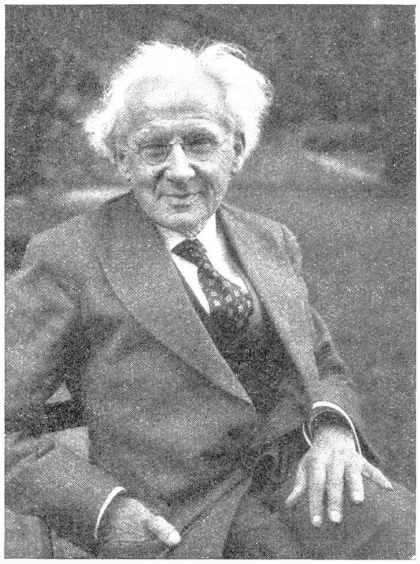
Letzten Frühling erhielt ich von einer Zürcher Klasse köstliche Briefe und Zeichnungen. Einige Schüler erklärten kurzweg: wenn ich nicht einen dritten Band schreibe, tun wir es selber. Der Ausspruch freute mich, weil ich daraus schließen möchte, daß die kleinen Leser durch meine bewußt einfache und ungekünstelte Darstellung kindlichen Erlebens derart lebhaft mitempfinden, daß sie auch zu eigenem Mitschaffen angeregt werden.

Wenn ich wieder Zeit zum Schreiben finde, soll es aber ein neuer Stoff sein. Doch im Unterton werden wohl dieselben Gedanken wegleitend wirken, die mir für meine eigenen Kinder wie für andere so wichtig erscheinen: Aufbauen, statt niederreißen!

5. Beitrag. Von Niklaus Bolt, Lugaggia, Tessin.

Wir Toggenburger sind lebhafte Leute und unterhalten gerne. Schon als Kind fühlte ich den Trieb, zu erzählen. Auf meine Rechnung kam ich erst in Graubünden. Aus der feinen Kultur Basels wurde ich verwöhnter Schulbub zur Abhärtung auf ein Jahr in die Lehranstalt Schiers geschickt. Ich war unverschämt genug, daß es mir dort gefiel. Eines Sonntags stieß ich auf Bergkinder, ich setzte mich unter einem Baum zu ihnen und kam ins Erzählen. Bald füllte sich jeden Sonntag eine Bauernstube mit Kindervolk. Den dankbaren Zuhörern war wohl noch nie erzählt worden, weder zu Hause noch in der Schule. Zur Mutter meines aufmerksamsten Buben sagte ich:

„Der paßt auf wie kein anderer. Nur antwortet er nie auf eine Frage." „Das kann er nicht, mein Kind ist taubstumm."



Niklaus Bolt,
Lugaggia (Tessin)

Da merkte ich, wie man auch durch Mimik erzählen kann. Überhaupt, wie viel verloren geht, jedenfalls bei mir, bis das Erzählte gedruckt auf dem Papier steht.

Trotzdem brachte mich ein Liftboy zum Schreiben für die Jugend. Ich wollte die Geschichte des tapferen Kerlchens als Abschiedsgabe meinen Gemeindekindern nach Chicago bringen. Ich fragte bei Orell Füßli an, wieviel der Druck kosten würde.

„Das soll Sie gar nichts kosten", sagte der Verlagsleiter und legte die Hand darauf. Von da an suchte ich, auch auf diesem Wege der Jugend zu erzählen. Unter den vielen Kinderbriefen an mich steht immer wieder die eine Frage: „Ist die Geschichte wahr?" Ein kleines Mädchen dehnte die Frage aus: „Haben Sie auch nichts hinzugefügt?"

Man muß schon ins Leben greifen, um die Kinder zu finden.

Müssen alle Kindergeschichten gut enden? Nach meiner Meinung endet „Daisy", mein zweites Jugendbuch, gut. Auch die Kinder erleben den Tod. Ich zeige ihn im Lichte der Ostersonne. Ein Verleger hatte mich wenig verstanden, denn er schrieb mir aus Amerika: „Eine englische Übersetzung von Daisy liegt vor. Ich bringe sie, wenn Sie das Kind in der englischen Ausgabe am Leben lassen." Die englische Ausgabe fiel aus.

Einen Jungen zu schildern, über den die eigene Mutter sagte: „S'isch a Gfehlter" und der sich trotzdem gegen alle Widerstände durchsetzt, schien mir eine dankbare Aufgabe. Dazu war reizvoll, an der Arbeitsstätte der Jungfraubahn die Augen aufzusperren und die Ohren zu schärfen. Man kann nicht gegenständlich und genau genug sein, wenn man für die Jugend schreibt. Die Kinder prüfen nach. Eine holländische Mutter schrieb mir, ihr Töchterchen lasse ihr keine Ruhe. Man müsse in die Schweiz fahren, um nachzusehen, ob alles beim „Svizzero" stimme. Das war wohl doch nicht Grund genug zu einer Schweizerreise. Immerhin kam die Kleine hinauf; an den Direktor selber wagte sie sich nicht, hingegen ließ sie sich von den Bazarfräulein Auskunft geben: „War denn wirklich da einmal eine Explosion?" fragte sie, und so ging es weiter, bis sie ausrief: „Es ist eine wahre Geschichte."

Ich arbeite mit Dokumenten, die ich mir kommen lasse. In meinem Kasten liegen kleine Akten, etwa vom Jugendtribunal in New York, oder vom Brandmeister der Riesenstadt. So bin ich für alle Fragen gerüstet, die das betreffen, was am unwahrscheinlichsten klingt.

Die innere Wahrheit der Bücher ist für mich das Hauptziel. Die zurückgelassenen Briefe des heroisch gesinnten Pfadfinders Haller waren mir Anhalt genug, daß ich in „Allzeit bereit" nicht zu viel wagte an hoher Jugendgesinnung.

Tendenz beherrscht unsere Gegenwart. Sie ist vielfach in Jugendbüchern verschmäht. Ich schrecke nicht davor zurück: Es liegt mir weniger daran, die Kinder mit ein paar Büchlein zu unterhalten, als mit Ideen zu dienen, verkörpert in greifbaren Gestalten. Worauf ich ziele, ist das Füllen der Idee mit Temperament. Den Kampf gegen Glorifikation des Krieges nehme ich auf in „Franzl, der Wienerbub", und in der zunächst mündlich vorgetragenen Erzählung „Mary, der Goldschatz"; Betonung der Volksverbundenheit lebt im kleinen Patrioten, „Der Eidgenosse von Cimadera". Den tiefsten Mut einer Kinderseele zur kostbaren Einfalt des kindlichen Christusglaubens halte ich der Jugend vor in „Karl, der furchtlose Zirkusbub". Sind die drei letzteren Erzählungen ausgearbeitet, muß ich schon den Schlußstrich ziehen unter meine Schrift-Arbeit für die Jugend.

Man sagt oft, einer schreibe „nur für die Jugend", als ob da nicht das allerdankbarste Gebiet läge und die größte Aufgabe. „Nur"! Ich besitze einen wertvollen Brief von Max Huber, in dem er sich gegen die Auffassung wendet, als falle Jugendlektüre nicht unter das Gesetz der Kunst. und gegen die Nonchalance, in der Jugendbücher oft geschrieben werden. Die Verantwortung ist groß und die Arbeit heilig.

6. Beitrag. Von Emilie Locher-Werling, Zürich.

Wie ich dazu kam für Kinder zu schreiben? Wenn ich sagen wollte, weil ich damit den größten Erfolg hatte, so wäre dies ein Grund, aber bei weitem nicht der wichtigste. Nein!

Aus ureigenster Erfahrung weiß ich, wie fruchtbar der Boden eines Kinderherzens ist, und wie unendlich wichtig es für das spätere Leben des Kindes sein kann, daß auf diesem lockeren, empfangsbereiten Grund so frühzeitig als möglich ein Saatgut gestreut wird, das unausrottbar die Stürme des Lebens überdauert und sich mit immer neuer Triebkraft ausdehnt und verwurzelt, so daß für Giftpflanzen und Unkraut gar kein Raum mehr bleibt.

Meine Mutter starb an der Geburt ihres zweiten Kindes, bevor ich zwei Jahre alt war. Im ersten Schuljahr verlor ich meinen über alles geliebten Vater. Als Doppelwaise wuchs ich bei Verwandten auf, die mir wohlgesinnt gaben, was sie mir geben konnten. Niemand aber hatte Zeit, sich um meine inneren Nöte, um meine seelische Verlassenheit zu kümmern. Sobald ich das vorgeschriebene Alter annähernd erreicht hatte, schickte man mich in eine Spielschule (Kindergärten gab es damals noch nicht). In diesen, vom gemeinnützigen Gemeindeverein gegründeten und betreuten Schulen wurde, zum Segen der kleinen Menschenpflanzen,

noch biblische Geschichte erzählt, und ich hatte das Glück, eine Lehrerin zu haben, die dies aus der Tiefe ihres gläubigen Herzens heraus so wundervoll verstand, daß ihre Saat in den Kinderherzen aufgenommen werden und aufgehen *mußte*.

Noch sehe ich diese liebliche Vermittlerin der Gottesbotschaft leibhaftig vor mir. Sie war für mich die Vollendung in Person.

Ihre ebenmäßige, über-mittelgroße Figur, ihre vollen, braunen, schlichtgescheitelten Haare, das Oval ihres anmutigen Gesichtes mit der rosigen Haut, die tiefblauen, wie stille, stetige Lichtlein strahlenden Augen und ihre weißen, schmalen Hände, in denen alles kostbar wurde, was sie berührten.

Die ganze Harmonie ihres Wesens und ihrer stets gleichbleibenden Ruhe und Beherrschtheit ließen sie mir als ein Wesen höherer Art erscheinen, zu dem ich in froher Ehrfurcht aufschaute.

Ich konnte es nie begreifen, daß auf dem Bilde, das Jesus mit seinen Jüngern durch ein Ährenfeld wandelnd darstellte, nicht auch die Lehrerin dabei war. Ich war für mich überzeugt, daß sie zu den Jüngern Jesu gehörte. Sie hat mir in der Folge darin auch recht gegeben, denn sie wurde später eine Missionarsfrau und wirkte als solche in Afrika 35 Jahre lang, bis ihr Gatte starb. Für mich und vermutlich für die weitaus meisten ihrer kleinen Schüler ist sie tatsächlich Apostel gewesen. Nie mehr in meinem späteren Leben, auch im Konfirmationsunterricht nicht, wurde mir ein so eindringliches Gotterleben vermittelt wie in der Spielschule. Jene einfache Lehrerin hat das Erdreich unserer Seelen mit dem köstlichsten Saatgut angepflanzt, das man einem Kind ins Leben mitgeben kann. Ich danke es ihr heute noch von ganzem Herzen.

Diese Erfahrung nun gab mir den Antrieb, für Kinder zu schreiben und den Versuch zu wagen, das Kinderherz und das Kindergemüt zu erreichen. An meinen eigenen Kindern sah ich, wie leicht sich ein Kinderherz lenken läßt, wenn man in seiner Sprache zu ihm redet, und wie der Same einer fröhlichen Frömmigkeit auf fruchtbares Erdreich fällt und dem gesunden Glücksverlangen des Kindes Erfüllung bringt. Die Form meiner Erzählungen mag ganz anders sein als die der meiner Spielschullehrerin, so anders, wie es die heutigen Zeiten und Verhältnisse erfordern. Der Zweck jedoch ist derselbe, sie sollen den Kindern den Sinn für alles Hohe, Schöne, Edle und Gute wecken und rege halten, dann werden sie ganz von selber der Quelle dieser Lebensgüter nachgehen und sie finden. *Darauf ganz allein* kommt es mir an. Man nimmt den heutigen Kindern so viel, was sich nie und durch keinen äußern Reichtum ersetzen läßt, und gibt ihnen so viel, was nach Glück aussieht und sich zum Unglück für sie auswirken und ihr gesundes Empfinden verwirren muß.

Den wahren Glücksglauben aber möchte ich den Kindern schenken und erhalten können, den Glücksglauben einer starken, frohen Frömmigkeit, der sich die Kinderherzen unfehlbar gewinnt und der allein ihrem Urempfinden entgegenkommt. Nach dieser Richtung gehen alle meine Kinder- und Jugendbücher. Alles was dem kindlichen Fühlen und Vorstellungsvermögen und dem natürlichen Glückshunger der Kinder angepaßt ist, wird von ihnen freudig aufgenommen und bleibt im Gedächtnis haften, selbst wenn sie noch gar nicht selber lesen können.

Emilie Locher-Werling, Zürich

Daß bei Büchern für die Kleinen nur die Heimatsprache in Betracht kommt, ist selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich ist es leider auch, daß bei Dialektbüchern keine Massenauflagen gemacht werden können; deshalb sind die Herstellungskosten für schweizerische Bilderbücher unverhältnismäßig hoch, und deren Verkaufsmöglichkeit ist einzig durch ein verbilligtes Illustrationsverfahren, d. h. durch Verwendung bereits vorhandener Bilder, zu erreichen.

Es wäre wünschenswert, wenn diesem, leider unumgänglichen, Kompromiß bei der Kritik der Bilder etwas mehr Rechnung getragen würde.

Bei Büchern für größere Kinder, wie dem zuletzt im Verlag Orell Füßli erschienenen „Gschichte für chlyni Tierfründ", konnten die wenigen Bilder nach dem Text gezeichnet werden. Auch das auf Jahresende neu erscheinende Buch, welches Erzählungen für Knaben und Mädchen im Alter von 8 bis 12 Jahren enthält, wird mit Strichzeichnungen von Lily Renner geschmückt sein. Ausgesprochene Bilderbücher mit mundartlichem Text können nur auf die oben erwähnte Weise hergestellt werden.

Trotzdem erfüllen sie ihren Zweck, denn sie sind den kleinen Besitzern durchwegs zum lebendigen Eigentum geworden. Darauf dürfte es bei „Buch und Kind" wohl in erster Linie ankommen.

7. Beitrag. Von Rudolf Hägni, Zürich.

Ich will es offen bekennen, es ist mir mit dieser Arbeit gegangen, wie es einem mit allen Fragen geht, die an unser Innerstes rühren: Erst wenn man sich näher damit befaßt, erweist es sich, daß auch eine scheinbar noch so simple Sache viel weitere Kreise zieht, als man auf den ersten Blick vermuten konnte. Wenn ich zuerst mit lauter freudigen Gefühlen der freundlichen Aufforderung des Redaktors zustimmte, ein wenig über die Hintergründe meines Schaffens zu plaudern, so nahm die Sache sofort ein ernsteres Gesicht an, als ich daran ging, das Versprechen einzulösen. Die Ahnung dämmerte auf, daß mit den Gründen, von denen ich mir einbildete, daß sie mich bei meinem Schaffen leiten, aller Wahrscheinlichkeit nach andere, ebenso wichtige ver-

Rudolf Hägni, Zürich

knüpft sind, die mir nicht zum Bewußtsein kommen, weil es uns ja nie ganz gelingt, gewissermaßen aus uns herauszutreten und uns von außen anzusehen, wie irgendein fremdes Individuum.

So scheint mir denn, wenn ich recht sehe, ich habe für die Kinder zu schreiben angefangen, weil ich als Lehrer stets um sie und mit allen ihren kleinen und großen Freuden und Schmerzen vertraut war, — weil sie meinem Herzen nahe standen, und weil ich die Freuden und Schmerzen für wichtig genug hielt, sich mit ihnen „zu beschäftigen", so gut, wie man sich mit den Freuden und Nöten der Erwachsenen beschäftigt, denn sonst, nicht wahr, hätte ich ja auch nicht Lehrer werden oder doch nicht bleiben dürfen! „Weß' das Herz voll ist, deß' geht der Mund über", dieser Parole wäre dann also in erster Linie meine Kinderdichtung verpflichtet. Aber das ist nicht alles.

Dem Lehrerberuf eignet, wie jedem andern Beruf, neben dem Erhebenden auch soviel Lastendes und Niederziehendes — zufolge der Unzulänglichkeit des Menschen und dem Mechanischen, das jedem „Betrieb" anhaftet, weil wir so vieles immer und immer wiederholen müssen — daß ich das Bedürfnis empfand, diese Dinge ein bißchen zu verklären, ihnen die beste Seite abzugewinnen, sie des schweren Ernstes zu entkleiden, das Lehrhafte auch im Gemüt zu verankern, eine Form dafür zu finden, die es auch dem Herzen näher brächte. Das wäre die erzieherische Seite der Angelegenheit.

Daß der Schweizer Schriftsteller den Erzieher selten verleugnet, ist schon so oft ausgesprochen worden, daß man es nicht mehr wiederholen müßte. Für den Kinderschriftsteller mag dies noch in vermehrtem Maße gelten. Wir wissen auch, daß — wenigstens im ältern Schrifttum — diese Seite lange Zeit so stark in den Vordergrund gerückt wurde, zum Schaden der Poesie, daß das Kind dieser Art Schrifttum den Rücken kehrte und lieber zu „verbotenen Früchten" griff, die mehr Genuß versprachen. Diese Tatsache hat dann eine Reaktion ausgelöst, die zunächst das „Kind mit dem Bade ausschüttete": Man wollte nun von Erziehung und Belehrung im Jugendbuche überhaupt nichts mehr wissen. Das eine ist so abwegig wie das andere. Wir dürfen das Kind nicht unter-, aber auch nicht überschätzen. Es ist als Leser nicht gleichzusetzen dem ästhetisch gebildeten Erwachsenen, der jede bewußt betonte Tendenz als unkünstlerisch ablehnt, sondern es entspricht ungefähr dem nicht ästhetisch eingestellten „Leser aus dem Volke", der es als natürlich ansieht und erwartet, daß der „Gute" letzten Endes belohnt werde und den „Bösen" die verdiente Strafe treffe. Das allein entspricht seiner Anschauung von der Gerechtigkeit der Weltordnung, und er stößt sich gar nicht daran, daß dieser Ansicht nicht nur indirekt durch die Führung der Handlung, sondern auch direkt Ausdruck gegeben wird, womit ja bekanntlich auch Gotthelf, um einen ganz Großen zu nennen, seine Art, zu schreiben, begründet hat. Also die Tendenz braucht in Jugendschriften nicht verschleiert zu werden, nur soll daneben das unmittelbare Erleben, das urtümliche, triebhafte Fühlen und Empfinden nicht zu kurz kommen. Man darf nicht übersehen, daß schon das Kind in der Regel „sich des rechten Weges wohl bewußt ist", daß es für gewöhnlich nicht aus Mangel an Einsicht schuldig wird, sondern aus Schwäche und, daß es darum, wie alle Schuldbewußten, das Bedürfnis empfindet, zu sühnen, um sich von einer drückenden Last zu befreien — auch im Buche, auch in der Phantasie.

Diese Erfahrung habe ich mit allen jenen Versen gemacht, die irgendein kindliches Laster aufs Korn nehmen, Versen, die zum größten Teil aus der Arbeit mit und an den Kindern erwachsen sind. Die Kinder haben sie nicht nur auf mein ausdrückliches Geheiß, sondern meist aus freien Stücken auswendig gelernt und vorgetragen. Allerdings, ich habe ihnen den Kuchen gewöhnlich durch eine Prise Humor schmackhaft gemacht, denn Humor ist für das Kind, was die Sonne für die Pflanze. Es bedarf seiner notwendig zu seinem Gedeihen. Der schwere Ernst ist seinem beschwingten, leichtfüßigen Wesen nicht gemäß, es erträgt nur geringe Dosen davon. Er spielt für das Kind die Rolle einer Last, die auf zu leichte Schultern gelegt wird. Ein Jugendschriftsteller ohne Humor? — ein unmögliches Ding! Keine Angst: Das Kind spürt den Ernst dahinter schon, auch wenn er ein lachendes Gesicht zur Schau trägt!

Noch ein negatives Moment muß ich erwähnen, das mich in meinem Schaffen bestimmt hat und immer noch bestimmt: Es war oder ist die Beobachtung, daß so manches in unserem Schrifttum sich als Kinderdichtung ausgibt und leider zum Teil auch den Weg in unsere Schulbücher gefunden hat, was mit Dichtung überhaupt und mit Kinderdichtung im besonderen nichts, aber auch gar nichts zu tun hat. Diese „Dichter" glauben, dem Begriff „Kindergedicht" Genüge getan zu haben, wenn sie sich einer möglichst naiven (lies naiv sein sollenden, mehr kindischen als kindlichen) Ausdrucksweise bedienen und namentlich recht ausgiebig vom Diminutiv Gebrauch machen.

Vor allem gilt dies von der *mundartlichen* Kinderdichtung. Aber es kommt hier noch etwas dazu: Es war mir früh schon, — ich glaube, ich darf das Wort hier brauchen, ohne mich einer Übertreibung schuldig zu machen — ein ehrlicher Schmerz, mitanzusehen, was für Verballhornungen sich unsere

liebe Mundart gefallen lassen mußte, wie das Gefühl für die reinen, gewachsenen mundartlichen Formen und damit für die Eigenart unseres angestammten Volkstums im Schwinden begriffen ist. Nicht zuletzt auch aus diesem Grunde habe ich zur Feder gegriffen, weil ich sah, daß ich meinem Sprachgefühl vertrauen konnte, und ich durfte denn die beglückende Erfahrung machen, daß meine Versuche und Bemühungen um die Reinerhaltung unserer Muttersprache von vielen anerkannt und gewürdigt wurden. Fast in allen Besprechungen meines ersten Versbüchleins wird dieser Umstand ausdrücklich hervorgehoben.

Damit komme ich eigentlich erst auf den Urgrund meines Schaffens zu sprechen: Es wurzelt in meinen eigenen Kindheitserinnerungen, oder wie ich vielleicht zutreffender noch sagen müßte: In dem Stück Kind, das ich bis heute geblieben bin. Seltsam: Im Alltagsgespräch ertappe ich mich jeden Augenblick (mit einem gelinden Erschrecken) auf sprachlichen Wendungen und Formen, die mehr Hochsprache als Mundart, oder eben keines von beiden sind (zur Erklärung diene, daß ich auf dem Lande, am Zürichsee, zur Welt kam und da aufwuchs, jedoch seit zwanzig Jahren in der Stadt wohne). Nun aber geschieht folgendes: Wenn von irgendeinem Erlebnis mit meinem eigenen Kinde oder meinen Schülern ein Funke auf meinen Erlebnisschatz aus der Kindheit überspringt und zündet, also daß es mich zur Gestaltung drängt, dann ist auf einmal die Oberschicht aus der Welt der Bildung, des erwachsenen Menschen, wie ausgewischt und damit auch diese entartete Sprache des „Bildungsmenschen". Der Weg ist wieder frei für die Sprache der Kindheit, die reine Muttersprache und damit auch für das kindliche Denken und Fühlen, denn nur von außen, nur aus der Beobachtung und Nachahmung der Kinder, käme ja kein wirkliches Gedicht, auch kein Kindergedicht zustande.

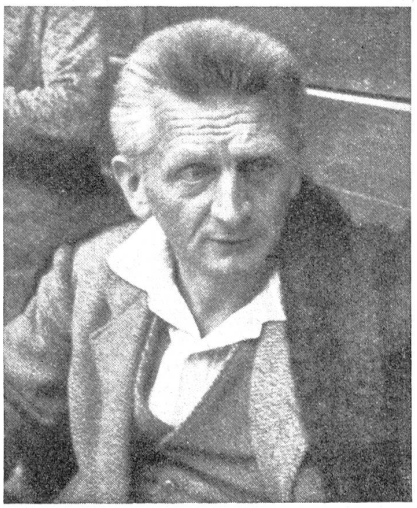
Und nun muß ich den Kundigen auch nicht mehr sagen, daß hinter all dem natürlich das Ungenügen an der Wirklichkeit, die Sehnsucht nach der Kindheit, nach der Mutter sich verbirgt, denn schöpferisch ist ja nie der Besitz, sondern stets nur die Sehnsucht, das Verlangen, der Traum — der Wunschtraum.

8. Beitrag. Von Dr. Fritz Wartenweiler, Frauenfeld.

Daran ist mein Vater schuld. Wie er uns Geschichten erzählte! Woher nahm er die Zeit, die dafür nötigen Bücher zu lesen, er, der erste am Morgen, der Nieruhende, der letzte am Abend? — Genug, er fand sie. Und ich glaube nicht, daß mich etwas inniger mit meinem Vater verbunden hat als seine Erzählungen. Sie waren Nahrung für die Seele seiner Kinder.

Wir müssen wieder erzählen lernen. Wir müssen Kinder lebendig miterleben lassen, was unser Wesen erfüllt. Anstatt dessen theoretisieren und moralisieren wir. Erzählen wir doch lieber von der lebendigen Wirklichkeit, von den lebenden Menschen!

Große Hülfe boten mir meine Lehrer auf der dänischen Volkshochschule. Sie hatten das Geheimnis *des lebendigen Wortes* erlickt. Und ein alter Sänger von uralten „Kämpenliedern" zeigte mir den Weg, wie ich selbst das Erzählen lernen sollte: „Zuerst muß man *hören* können; nachher kommt das andere." So habe ich denn gehört und gelauscht.



Fritz Wartenweiler, Frauenfeld

Aber als ich dann selber zu erzählen anfangen sollte, merkte ich, daß ich es nicht konnte. Da haben mir meine Schüler weiter geholfen, die Seminaristen von Solothurn. Einige von ihnen waren tatsächlich Meister im lebendigen Erzählen. „Hilft nichts, du mußt es auch lernen"! Ich habe es gelernt: am Homer und an den isländischen Saga habe ich mich geübt, bis ich merkte: *Es geht!*

Und dann sah ich: Die andern können es auch nicht von selbst! Wie soll ich *ihnen* helfen? Und wie den Jungen, die allerhand auswendig lernenmüssen, aber so selten eine lebendige Erzählung zu hören bekommen? Bleibt nichts anderes übrig als der Umweg über das Buch.

Und jetzt habe ich nur einen Wunsch: Daß es so bald wie möglich überflüssig wird vor lauter lebendigen Erzählern in Stube und Schule.

9. Beitrag. Von Helene Kopp, Ebnat-Kappel.

Als ich noch ein Kind war, verbrachte ich die Ferien oft bei meiner Cousine. Abend für Abend mußte ich ihr vor dem Einschlafen Geschichten erzählen. (Und das ist gar bis heute geblieben, wo wir erwachsen sind.) Da aber die Ferien mehr Abende hatten, als ich Geschichten wußte, fing ich an zu fabulieren. Beim ersten Satz: „Es war einmal ...", überlegte ich mir kurz den Inhalt und phantasierte dann drauf los. Die spannenden Momente steigerte ich durch Anhalten des Atems, und in dieser Zeit suchte ich nach der Fortsetzung. Dauerte die Spannung gar zu lange, so rief wohl meine Freundin: „Und dann, und dann?", setzte sich bolzgerade im Bett auf und begann das Erzählte mit ein paar Worten und Bewegungen zu illustrieren (sie ist nun längst Schauspielerin geworden), bis wir beide unter die Decke krochen vor Furcht über unsere Mär. Der Höhepunkt für mich war allerdings allemal erst dann, wenn ich voller Erwartung fragte: „Rate, war es eine ‚rechte' oder selbstgemachte Geschichte?" und die Lauschende auf eine „rechte" riet, und es doch eine selbsterfundene gewesen war.

Als ich dann Kindergärtnerin wurde, konnte ich meine große Schar am besten durch Erzählen bändigen. Da saßen sie mit offenem Mund und Augen und nahmen das Erzählte mit dem ganzen Menschlein in sich auf. War es ein Wunder,

Helene Kopp,
Ebnat-Kappel

daß sie von allem Geschehen und Erleben eine Geschichte hören wollten? Da kroch eine Schnecke über den Weg, wo wollte sie wohl hin? Ein Schmetterling hatte sich ins Zimmer verirrt, wie war ihm wohl zumute? Im Städtchen war Jahrmarkt, da gab es viel zu erzählen von den Budenleuten und dem „Ballonmann". Da aber war vor allem die ganze große Welt mit all dem Unverstandenen, Unerklärlichen, und mitten drin bewegte sich der kleine Mensch, der mit all dem fertig werden sollte. Diese Welt, wie man sie wahrnahm, hatte viele verschlossene Türen, überall waren Geheimnisse und Rätsel. Lüfteten nicht die Geschichten ein klein wenig den Vorhang in diese ersehnte Welt? Da saßen die 40 kleinen Menschlein und lauschten auf jedes Wort, das die Erzählende sagte, atmeten tief und erleichtert auf, wenn die Geschichte ein gutes Ende nahm, zogen die Stirne in Falten, wenn die Ungerechtigkeit siegen wollte. Und da hockte ich auf dem Schemel mit dem kargen Schatze von Erzählungen, die für diese Kleinen geschrieben waren. Da waren es wieder mehr Tage, als ich Geschichten wußte, und es blieb mir nichts anderes übrig, als wieder selber welche zu erfinden. Da saß ich schön in der Klemme. Ich konnte doch jetzt nicht mehr einfach drauflos fabulieren. Eine Geschichte machte nicht nur Anspruch auf Inhalt, sondern auch auf Aufbau und gründliches Wissen. Freilich mit dem kindlichen Wünschen, Sinnen und Fühlen war ich vertraut, da ließ sich schon das eine und andere aus dem kleinen Leben erzählen, aber wie stand es mit den Naturvorgängen? Von der Schnecke und dem Veilchen wußte man ja das Wesentliche, aber schon schlimmer wurde es beim Igel, den wir eines Tages im Garten fanden, und dann, wie sollte ich den Kleinen die ganze Welt, in die sie hineinwuchsen, schildern?

Es gab wohl Geschichten für die Kleinsten, aber die moralische Tendenz, die den meisten eigen war, war mir in der Seele zuwider. An Stoff zum Verarbeiten fehlte es nicht, aber da stand neben mir die neueste psychologische Auffassung und ließ keine erregenden Momente in den Erzählungen zu, aus Angst, daß daraus Hemmnisse für das Leben entstehen könnten. Was war da zu tun? Waren denn das noch Geschichten, die auf volles Miterleben Anspruch machten, wenn nicht eine Spannung zum Höhepunkte führte und die Kinderseele mitschwingen ließ? Mußte nicht Leid und Freude auch in der echten Erzählung durchkostet werden? Warum wollten wir dem Kinde gerade die Seite vom Leben verheimlichen, die es nachher in der Wirklichkeit mit aller Härte anfaßte? Ist nicht doch das Leben ein ständiger Kampf, für den wir gewappnet sein müssen?

Ich suchte einen Ausweg und schloß die Geschichten als Fragmente ab, die Kinder schufen den Schluß von selbst und — nun war ich aus der Klemme — viel folgerichtiger und grausamer, als ich es je getan hätte. So war es: Wir saßen als Kinder im weißen Himmelbett und starrten in die Dunkelheit und warteten auf das geheimnisvolle Erleben, und so warten die Kinder auch heute auf die Öffnung der geheimnisvollen Tore. Sie sind viel tapferer, als die Erwachsenen, denn sie nehmen die Hindernisse in Kauf, die zu überschreiten sind, um zu dem Tore zu gelangen. Sie verlangen nach einem abgerundeten Kunstwerk, das mehr umfaßt, als das eigene kleine Leben. Sie verlangen Dichtung und Wahrheit.

Ich suchte weiter, probierte, legte das Geschaffene unbefriedigt zur Seite. Wir dürfen nicht *über* das Kind schreiben, wir müssen von seinem Denken und Fühlen ausgehen. Da plötzlich öffnete sich für mich die geheimnisvolle Pforte und über dem Eingang stand geschrieben: „Ins Märchenland" und nun liegt es vor mir, *das Werk*, das vollständigen Anspruch auf dichterischen Wert machen darf und sich in der kindlichen Welt bewegt. Im Märchen spielt sich all das Geschehen in einfacher Art ab, wie es von den Kindern erfaßt wird. Das Gute ist nur gut, ist hell, ist Licht, es schreitet als Kind durch den Wald, schwebt als Fee über der Erde. Das Böse aber vernichtet als Hexe, als Zwerg das Gute, es ist häßlich, grausam. Gut und Böse stehen sich hier unbemäntelt gegenüber, immer wieder entbrennt der Kampf auf neue Art. Bald ist es der Wolf, der das Kind verschlingt, bald die Hexe, die Hänsel und Gretel einfängt, bald die Stiefmutter, die Schneewittchen umbringen will. Da steht die ganze Märchenwelt mit ihrem zum Teil noch ungehobenen Schatze neu vor meinen Augen. Da flimmert und glitzert es und nun weiß ich, das ist es, was ich gesucht habe. Hier ist volkstümliche Kunst im Worte, ist die Welt mit all ihren Wundern, die das Kind entzückt. Hier ist ein sinnvoller Inhalt, der der Phantasie Raum läßt, trotz der gebundenen Form. Das Märchen macht dem freien Fabulieren ein Ende, es hält sich an ungeschriebene Gesetze. Es will nicht ein Gemisch zusammengetragener Einzelheiten sein, sondern ein organisches Ganzes, das aus den Tiefen wächst und eine Welt schildert, deren geheimnisvolle Fäden uns umspinnen. Nun gilt es den Schatz zu heben, ihn zu verarbeiten, daß die Geschichte von selbst den Weg zum Kinde findet und dort aufgenommen wird mit unverdorbenem Gemüte.

10. Beitrag. Von Ernst Eschmann, Zürich.

In der modernen Psychologie spielen die Probleme des künstlerischen Schaffens eine wichtige Rolle. Die Geheimnisse sind aber, wenn ich recht unterrichtet bin, noch nicht gelüftet worden. Man hat verschiedene Wege der Forschung eingeschlagen. Aber nirgends hat man festen und sichern Boden gefunden, und selbst die interessanten und in die Tiefe gehenden Zeugnisse der Schaffenden haben das Rätsel nicht entschleiert. Sie wissen wohl aus dem Reiche des

Bewußten viele Zufälligkeiten und Einzelheiten herbeizutragen, die mit der Entstehung eines Buches zusammenhängen, aber an die erste und im verborgensten Grunde der Persönlichkeit verankerte Quelle gelangen sie nicht. Sie sind über sich selber im unklaren und haben das Gefühl und die Überzeugung, daß da Mächte am Werke sind, deren Walten im Unterbewußten vor sich geht. Was an die Oberfläche kommt, sind Momente zweiten, dritten Grades, aber sie enthüllen die ersten Voraussetzungen nie, die die wesentlichen und entscheidenden sind bei der Gestaltung einer Künstlerpersönlichkeit.

Wenn ich dennoch versuche, einiges auszusagen darüber, wie ich dazu kam, für die Jugend zu schreiben, bin ich mir bewußt, daß ich nicht an die letzten, unbekannten Wurzeln rühre und nur sachte an den Geheimnissen herumtaste, die sich mir auch später kaum offenbaren werden.

Mein Vater war ein Mann von praktischen Fähigkeiten. Sie wiesen sich aus in der Führung seines bäuerlichen Heimwesens. Er war ein gesuchter Viehschätzer und kannte sich auch gut aus in der Bewertung von Grund und Boden. Später trat eine ausgedehnte politische Tätigkeit in den Vordergrund. Sie führte ihn von den Gemeindebehörden in die kantonalen und eidgenössischen Räte hinein. Die Mutter entstammte auch bäuerlicher Umgebung und hatte neben ihren großen täglichen Pflichten Sinn für ein Gedicht und für ein schönes, volkstümliches Lied.

So wuchs ich auf auf dem Lande, auf einem Heimwesen am Zürichsee, nicht in einem Dorfe, sondern etwa zwanzig Minuten über Richterswil, an einem Hange, von dem aus das Auge herrlich über das Wasser schweifte und hinauf, den Bergen zu bis in die Gletscherwelt des Glärnisch und seiner Nachbarn. Der Knabe ist sich zwar dieser landschaftlichen Schönheit noch kaum bewußt. Aber mit ihr und in ihr wächst er auf, und erst in späteren Jahren erkennt und erlebt er die Schätze, die ihn umgeben. Aber von Anfang an war doch etwas da, das vielleicht ganz unbewußt ins Wesen des Kindes eingegangen ist.

Ich lebte mit der Natur. Wenn's irgendwie anging, tummelte ich mich im Freien. Ich war im Stall, bei den Tieren, im Schopf, an der Hobelbank und zimmerte und nagelte, baute Schiffe für das Wasserbassin im Garten, sprang über die Wiesen, suchte Blumen und hütete im Herbst das Vieh; im Sommer stöberte ich im nahen Tobel nach Krebsen und kehrte erst heim, wenn ich die Betglocke hörte, manchmal nicht einmal dann.

Die Gesellin war ein Mädchen der Nachbarschaft; im übrigen bildeten meine Gesellschaft die Knechte, die bei uns in Stellung waren, und unvergessen bleibt mir ein um viele Jahre älterer Bauernbursche aus der Nachbarschaft, der mit angeborener Begabung etwa am Abend und an Sonntagen Handorgel spielte. Er weckte mir die Freude an der Musik.

Dieses ländlich-bäuerliche Leben erfüllte meine früheste Jugend. Aber auch die Zeit, da ich in die Schule ging. Ich hatte das Glück, in den ersten sechs Jahren zwei gute Lehrer mein eigen zu nennen. Sie ließen mich gewähren und schulmeisterten nicht zu viel an mir herum. Der Unterricht machte mir keine Mühe. Aber er blieb durchaus eine Angelegenheit, die sich in den Wänden des Schulzimmers

Ernst Eschmann, Zürich

abspielte. Wenn die Glocke geschlagen hatte, stürmte ich hinaus und hinauf, nach Hause, warf den Tornister weg und tummelte mich im Freien. Und alle Jahreszeiten boten mir Abwechslung genug zu wundervollem Zeitvertreib. Ich legte Hand ans Werk bei landwirtschaftlichen Arbeiten, soweit ich sie gelernt hatte. Aber es war mehr ein Spiel als ein Muß. Ich mußte kein Knechtlein ersetzen, und wenn mich etwas anderes lockte, konnte ich Gabel und Rechen beim „grasen" liegen lassen und Heuschrecken fangen und Wespennester aufstöbern, oder mit meinem Schäfchen um die Wette springen.

Gelesen wurde sozusagen nichts. Ich vermag mich an kein einziges Buch zu erinnern, das ich in den ersten sechs Schuljahren daheim gelesen hätte. Haus und Scheune, Winde und Schopf, Küche und Keller, die Stuben einer fleißigen Seidenweberin und einer Seidenwinderin ersetzten mir Buch und Studium. Mit den Schulaufgaben war ich bald fertig.

Gehören diese Schilderungen zur Hauptfrage, die uns hier beschäftigen soll? Ich denke ja. Denn diese hier in kurzen Zügen gezeichnete Umgebung und dieses freie Jugendleben haben sich, ohne daß ich es ahnte, so tief in mein Herz eingegraben, daß sie zu einem Bestandteil meines Wesens geworden sind. Das Zusammenleben mit einfachen Menschen, das Aufgehen in volkstümlichen Freuden (Jahrmarkt, Kirchweih), die Berührung mit alten Sitten und Bräuchen und das Vertrautwerden mit Aberglauben und gruseligen Vorstellungen, sie haben meinen Hang zu volkstümlichen Dingen, meine Vorliebe für einfache Verhältnisse, meine jetzt erst so ganz durchdringende Begeisterung für die Natur und alles, was mit ihr im Zusammenhang steht, geweckt, genährt und immer weiter entwickelt.

Sind das aber nicht die Elemente, die eine Jugendschrift bestimmen müssen: das Einfache, das Natürliche, das Tatsächliche, die Fülle des Lebens ohne nörgelnde Gedanken, der harmonische Einklang mit Tier und Mensch, die Freude am Dasein, das temperamentvolle Mitschwingen mit den Jahreszeiten und dem bunten Wechsel, den sie schaffen, die Liebe zum Boden, zum Haus, zum Garten, das gänzlich

Absichtslose, Naive, Unliterarische, das das Leben aus erster Hand sich aneignet und nicht aus den Büchern?

Wer eine solche Jugendzeit und solche Erlebnisse hinter sich hat, trägt wohl die innern Voraussetzungen in sich, daß er für die Jugend schreibt. Die frühesten Erlebnisse sind noch so frisch und so gefühlsbetont in ihm, daß sie ihm sozusagen auf der Seele brennen. Und was könnte Kinder zu Zeiten mehr fesseln, als wenn sie erfahren, wie es andere gehabt, was sie getan und unternommen haben. Sie bringen kraft ihres inneren Zustandes die Fähigkeit mit, dieses Leben zu verstehen und nachzuleben.

Und doch, all diese Voraussetzungen genügen letzten Endes nicht, um das Erwachen des künstlerischen Quells zu erklären. Denn — zum Glück — haben wohl Tausende und aber Tausende eine nicht minder schöne Jugend verlebt, sie haben ähnliche Eindrücke gehabt und sind in einer ebenso günstigen Umgebung aufgewachsen. Sie berichten sogar gerne von ihrer Jugend, etwa an einem gemütlichen Abend, wenn ein paar gleichgesinnte Menschen beisammen sind oder ein Kind sie bestürmt, daß sie von ihren Eltern, von der Schule, von Streichen und lustigen Nichtsnutzereien etwas zum besten geben. Sie schreiben aber nichts auf und verspüren nicht jenes seltsame und rätselvolle Muß, an die Öffentlichkeit zu treten und ihr Erlebnis in weitere Kreise zu tragen.

Unfaßbare und unmeßbare Kräfte treten beim künstlerischen Erzähler noch hinzu. Die Phantasie wird lebendig. Sie treibt mit den Wirklichkeiten ein eigenartiges Spiel, trägt Dinge hinzu und schafft aus Wahrheit und Dichtung ein Gewebe, das eine neue Wirklichkeit vorzaubert. Stille Wünsche sind wohl dabei, den Erlebnissen das noch zu geben, was ihnen die rauheren Ereignisse vorenthalten haben, und es gilt, diese Welt in einen einheitlichen, planvollen Rahmen zu bringen, wie er von Anfang an nicht gewesen ist. Neues kommt hinzu, manches fällt weg. Der Amateurphotograph macht es nicht anders, wenn er ein Bildchen von künstlerischem Wert einfangen will. Er muß den Platz und Bedingungen suchen, unter denen er am besten sein Ziel erreicht. Störendem geht er aus dem Wege und Schönes sucht er mitzubekommen, das das Ganze erst stimmungsvoll und vollkommen macht.

Aber immer bleibt das letzte Rätsel.

Denn mit dem Willen kann man dem künstlerischen Funken nicht gebieten. Ein Urfeuerlein muß da sein, das wohl mehr oder weniger mit Wissen und Willen genährt werden kann.

Wie stehts aber mit diesem Urfeuerlein?

Es beginnt zu flackern, von einem unbekannten Windlein angeblasen.

Ich erinnere mich noch, wie es geschah, als ich den Zirkustoni schrieb. Es mögen bald zwanzig Jahre sein seither. Es war eine unfrohe, unglückliche Zeit für mich. Ich weiß nicht, was es war. Ich wußte mit mir nichts Rechtes anzufangen. Ich hatte nicht Lust zu irgendwelcher Unternehmung. Die Bücher sagten mir nichts, und wenn ich doch einmal eines zur Hand nahm, vermochte es mich nicht zu fesseln, selbst das beste nicht. Und auch auf die Menschen war ich nicht gut zu sprechen, obschon sie mir nichts zuleide getan hatten. Es war einer jener depressiven Zustände, die zuweilen kommen, ohne daß man ihre Hintergründe kennt. Sie halten Tage oder auch Wochen an und malen grau in grau. Die Welt hat allen Glanz verloren. Die Stunden sind länger als sonst. Es will nicht Abend werden.

Ich hielt es eines Nachmittags nicht mehr aus in meinen vier Wänden. Ich ging ins Freie und machte einen Spaziergang auf den Ütliberg. Dort zog ich die alten gewohnten Wege und erwog fruchtlos mancherlei Gedanken und Pläne. Ich kam an kein Ziel. Aber unverhofft schien mir etwas aufzudämmern, und als ich den Heimweg antrat, fühlte ich mich etwas leichter. Das Übel war nicht behoben. Aber mir war, als hätte der Unmut den Höhepunkt überschritten. Ich schlief gut, und am Morgen wachte ich mit einem guten und klaren Kopfe auf. Ich fühlte mich unbeschwert und glücklich und spürte, die Riegel waren gesprengt. Unverhofft stand ein klarer Plan vor mir und mir war, ich könnte ihn gleich zur Tat werden lassen. Ich begann zu schreiben, ich schrieb und schrieb. Die Sätze flossen mir flink und mühelos aus der Feder. So ging es ohne Stockung fort, Tag um Tag, und gegen das Ende des zehnten setzte ich den Schlußstrich. Der „Zirkustoni" war fertig. Er hatte mir keine Mühe gekostet. Das kam alles so selbstverständlich, als ob ich nach Diktat eines guten Geistes arbeitete.

Meine Jugend war drin, die Landschaft meines väterlichen Heimwesens und die Liebe zu den Tieren, Erinnerungen an die großen Zeiten der Kirchweih und Motive aus dem heimatlichen Dorf. Es war aber kein Abklatsch versunkener Wirklichkeiten. Die Phantasie flog hoch über sie hinweg und formte die Entwicklung und den Aufstieg eines Knaben, der das erfuhr, was ich gerne gelegentlich hätte werden und erleben mögen.

Nun, die Zukunft hat mich andere Wege geführt. Ich bin kein Tierbändiger und Dresseur von Elefanten geworden, aber ein Stück eines solchen steckt immer noch in mir. Das kommt mir stets aufs neue zum Bewußtsein, wenn ein großer Zirkus in Zürich Einzug hält. Meine Schüler daheim waren freilich keine Löwen und Elefanten gewesen, eher ein paar Katzen, mit denen ich viel Geduld hatte und denen ich ein paar lustige Kunststücke beibrachte. Wilde Tiere sah ich dann in den Menagerien, die an keiner Kirchweih fehlten.

So gehen das Bewußte und das Unterbewußte eine seltsame Verbindung ein. Aus dem Unterbewußten tauchen meist die besten Einfälle auf, die Ideen zu neuen Erzählungen. Nur mit dem Willen ist nichts anzufangen. Es muß jene geheimnisvolle Hülfe dabei sein, die das Rad ins Schwingen bringt.

Nicht mit allen Büchern ist es mir gegangen wie mit dem Zirkustoni, aber dieses Erlebnis scheint mir charakteristisch zu sein, indem es deutlich erweist, wie unerforschliche Quellen und das Spiel der Wirklichkeiten sich vereinen müssen, wenn eine künstlerische Leistung zustande kommen soll.

11. Beitrag. Von Alfred Huggenberger, Gerlikon.

Wie man Auch-Jugendschriftsteller wird.

Der Poet, der sich mit seinem Schaffen einmal ausnahmsweise an die Jugend wendet, muß mit allerlei Überraschungen rechnen. Da ist zum Beispiel die Überraschung derer, die es nicht verständlich finden, daß jemand eine schwerere Arbeit liegen läßt und sich an eine bescheidenere macht. Sie halten die Gilde der Jugendschriftsteller von Beruf (nicht

immer gleichbedeutend mit Berufung) für stattlich genug; das Ackern auf einem ausgesprochenen Sondergebiet wollen sie sogar als ein Abrücken von der Lebensaufgabe hinstellen. Es liegt mir nun ferne, den Beweis anzubieten, daß der Dienst an der Jugend mindestens ebensoviel Treue und freudige Hingabe fordert wie die Beschäftigung mit den Lebensfragen Erwachsener; dagegen möchte ich auf etwas anderes hinweisen: Man ist nicht immer unbedingt Herr seiner Entschließungen. Auch ich bin keineswegs nur so auf eine vorübergehende Laune hin dazu gekommen, Tiergeschichten und Tiermärchen für die Jugend zu schreiben. Nein, ich bin dazu gezwungen worden und zwar durch mich selber, genauer gesagt, durch einen Landbuben, mit dem ich oft im Halbtraum zusammen bin und der mir immer wieder weismachen will, ich sei vor soundsoviel Jahren einmal er gewesen. Wenn ihm das je und je einmal gelingt, dann macht mir die Vergangenheit unversehens ein Türlein auf, ich darf mich in ihren Stuben umsehen, ich darf mit allen Freuden auf ihren Frühlingswiesen spazieren gehen oder im Waldschatten des Morgenberges ein Geheck von Jungfüchsen belauern.

Alfred Huggenberger, Gerlikon

Ja, das ist es wohl. Schon als Kind war ich mit dem Glücksgut der großen Neugier aller Kreatur gegenüber gesegnet. Ein kleines Erlebnis konnte mich auf Monate hinaus beschäftigen. So meine erste Begegnung mit dem Dachs. Auf einem schmalen Waldpfad kamen wir in der Abenddämmerung zusammen, beide gleich sehr überrascht. Ich hatte mit seinesgleichen noch nie persönliche Bekanntschaft gemacht; dennoch ging mir augenblicklich, fast wie laut ausgesprochen, das Wort „Dachs" durch den Kopf. Ich war fest davon überzeugt, daß unser beider Wesen vom selben freundlichen Wohlwollen durchdrungen war. O, wie schade, daß wir uns das nicht sagen konnten! Wir blickten uns über den kleinen Abstand hinweg eine gute Weile an, jeder bewegungslos an seinem Platz verharrend. Dann machte sich der Dachs mit einem kleinen Umweg an mir vorbei und ging verschwiegen seines Weges. Aus einiger Entfernung sah er sich noch einmal nach mir um, nicht bloß mit einem flüchtigen Seitenblick, sondern gründlich, indem er vorher eine flinke Ganzdrehung seines scheinbar plumpen Körpers ausführte. Erst jetzt verschwand er gemach im einbrechenden Walddunkel. Meine aufgeregte Phantasie begleitete ihn. Alles in mir war Freundschaft und Gutmeinen. Ich nahm mir vor, nie in meinem Leben einem Dachs etwas Leides anzutun. Ein andermal führte mich der Zufall beim Überqueren einer Magerwiese an einem großen Feldhasen vorbei, der geduckt in seinem Tageslager saß. Das könnte, dachte ich bei mir, gut der Hase Hoppeldei sein, von dem die Jäger damals allerlei Lateinisches erzählten. Er stellte sich so, als sähe er mich nicht, wobei er mich doch mit seinen großen Augen fast fühlbar bannte. Nachdem ich einige Schritte weiter gegangen war, rief ich ihm treuherzig zu: „Glaube nur ja nicht, daß ich dich dem Möserli verraten werde! Es ist jetzt überhaupt gar nicht Jagdzeit!" Kaum hatte ich meine Stimme losgelassen, so schnellte der Hase wie ein Pfeil aus seinem Gras- und Staudenschlupf heraus und floh mit gewaltigen Sätzen nach dem nahen Buchenhain hinüber. — Fuchs, Eichhorn, Igel, Elster und Zaunkönig, eine Amselbrut im dichten Jungtann — o, was ich oft an einem einzigen Tage für Bekanntschaften machen durfte! Es ist ja freilich so, daß das Kind vor den Wundern der Wildnis fast wie vor einem Märchen steht. Wer lüftet ihm auch nur eines der tausend Geheimnisse, die Wald und Wiese, Ried und Weiher verhehlen? Ich habe in jungen Tagen mit Heißhunger nach Tiergeschichten und Tierschilderungen gefahndet. Der Hunger ist nicht gestillt worden. Eine alte Tierfabelnsammlung war das einzige, was mir jene Zeit in die Hände gab. Diese Fabeln habe ich so oft gelesen, daß mir viele derselben Wort für Wort im Gedächtnis geblieben sind.

Die Verhältnisse bedingen es, daß Landkinder für die Sorgen und Lebensmühen nicht nur der Haustiere, sondern auch des ihnen auf Schritt und Tritt begegnenden Wildvolkes mehr Verständnis aufbringen, als ihre Altersgenossen in der Stadt. Das traurige Ende eines lieben Zickleins, das Schicksal des im Hühnerhof gefangenen und niedergeknallten Fuchses, können unauslöschliche Eindrücke in der jungen Seele zurücklassen. Kein Wunder, daß wir Geschwister und ein paar Nachbarskinder uns seinerzeit manche Mußestunde mit dem Erzählen zufällig erhaschter oder selbsterfundener Tiergeschichtlein zu verkürzen suchten. Unsere Sympathie war nie auf seiten der Menschen, sie galt immer dem verfolgten Kind der Wildnis. Der Hase, der den Jäger überlistete, die Füchsin, die für ihre hungernden Kinder unter steter Lebensgefahr mitten im Dorf einen Hühnerbraten ergatterte, sie waren von der Gloriole des Ruhmes umgeben. Gewiß bedeuteten sie nur einen Notbehelf, diese schlechtgezimmerten kleinen Tierepen; aber sie befriedigten ein Lebensbedürfnis unverbogener Jugend. Sie bilden für mich noch heute einen heimlichen Schatz. Jeder Mensch, ob jung oder alt, der die Leiden und Nöte, das heilige Sonnenglück der ihn umgebenden Kreatur warmfühlend nachzuempfinden sucht, wird dadurch sein eigenes Dasein vertiefen und bereichern. Und es gibt wohl kaum etwas Selbstverständlicheres, als daß ich heute in bestandenen Tagen hin und wieder etwas von dem, was ich inzwischen vom Feld- und Waldgesind erlauscht und erfahren habe, in Fabeln und Geschichten an die Jugend weitergebe. Wenn

ein Lehrer seinen Schülern, eine Mutter ihren Kindern vom Dachs Wo-Wu berichtet, von den Abenteuern des Igels Hechelborst, von der Mäusin Nascheltrude, vom Frosch Janokel, von den vier Hasenbuben, die um die Welt reisen, dann sitze ich als junger Schulknirps mitten in der ungleichen Schar und höre mit Herzklopfen zu, wie der Zwerg Mosbart die Hasenfamilie vor dem Verderben rettet, oder wie der Frosch Janokel der Natter entrinnt. So kann ich mir selber nachträglich etwas von dem schenken, was mir das Leben schuldig blieb und mich vielleicht mit meinem beharrlichen Suchen noch näher zur großen Verbundenheit alles Lebens hinfinden. Ich schäme mich nicht, auch den Laubkäfer in meine Liebe einbezogen und ihm zwecks Steigerung der Anteilnahme sogar nach dem Recht des Fabulierers menschliche Gepflogenheiten und Kniffe angedichtet zu haben. Wenn ich mit den Geschichten von Brumm und Laubegast auch nur einen allereinzigen Maikäfer vor der gedankenlosen Vergewaltigung durch Kinderhand bewahren kann, so war die Mühe der Mühe wert.

Sophie Hämmerli-Marti, Lenzburg-Zürich (Aus der Zeit von „Mis Chindli")

12. Beitrag. Von Sophie Hämmerli-Marti, Lenzburg-Zürich.

Liebe ist der Urquell aller Poesie, die Liebe, von der Dante sagt, daß sie Sonne und Sterne bewegt. Einem kalten Herzen wird nie ein wirklich lebendiges Gedicht entströmen, und sei es noch so kunstgerecht aufgebaut. So wird wohl selten unter den Jugendschriftstellern einer gefunden werden, der nicht ein ganz besonders inniges Verhältnis zu Kindern hat. Kommt zu diesem natürlichen Gefühl noch die Begabung und ein auslösendes Erlebnis hinzu, so entsteht das dichterisch gestaltende Wort mit Naturnotwendigkeit.

Kinder und Lieder gehören zusammen. Wenn ich in meiner eigenen Kinderzeit die Säuglinge des halben Dorfes puttelte und wägelte, so pflegte ich sie dabei mit einer Fülle von Schlafliedchen, Kinderreimen und „Chachelisprüchen" zu geschweigen, die damals noch gäng und gäbe waren. Je schwerer mich und meine Gespielen dann in der Schule das fremde Schriftdeutsch ankam, desto beglückter tauchten wir nachher wieder in dem erfrischenden Born unserer Muttersprache unter. Unter den Dreschern, Dorfschustern und Hausnäherinnen gab es immer wieder besonders liedergesegnete Originale, die uns für die ledernen Augustin Keller-Gedichte unserer Lesebüchlein entschädigten.

Es gehörte deshalb zu meinen ersten Aufgaben als junge Lehrerin, daß ich die Liebe zur Poesie bei meinen Schülern zu wecken suchte. Im gemeinsamen Erleben der großen Dichtung lag eine beglückende Wechselwirkung. Den Kleinen unter meinen Schülern ersann ich Geschichten und Verslein, die ihrem Gefühlsleben entsprachen, mit den Großen führte ich gemeinsam verfaßte Weihnachts- und Osterspiele auf. Auch in diesem abgeschiedenen Lägerndörflein gab es wieder einen prächtigen blinden Urgroßvater, der von seinen Jugendwanderschaften her einen großen Gedächtnisschatz an alten Volksballaden besaß. Viele davon habe ich im Röseligarten wiedergefunden.

Aber erst das große Erlebnis der eigenen Mutterschaft löste in mir die angeborene Begabung aus. Während alle meine bisherigen Gedichte in der Literatursprache geschrieben waren, prägte sich jetzt die Empfindung ihre eigenste Form. Ein übermächtiges Gefühl erzwang sich seinen natürlichen Ausdruck mit der gleichen Gesetzmäßigkeit, die im Frühling das Laub aus den Bäumen treibt. Während ich nicht müde wurde, das Wunder der Menschwerdung bei meinem Kindlein in jeder seiner körperlichen und geistigen Entwicklungsphasen zu bestaunen, drängte es mich, diese so rasch wechselnden Lebensäußerungen festzuhalten. Zugleich erwachte in mir eine ganz neue und vertiefte Liebe zu allen andern Müttern und Kindern, von denen mir keines fremd war.

Der kleine Zyklus von Mutterliedern, welcher das erste Lebensjahr unseres Kindes umschloß, lag, naiverweise in ein seerosenförmiges Heftchen eingetragen, auf dem Weihnachtstisch des jungen Vaters. Mit Erstaunen hatte ich bei der Ausarbeitung der Gedichte bemerkt, wie viel beweglichere, nuancenreichere Töne mein schweizerdeutsches Sprachinstrument besaß. Der quecksilberne Mutwillen ließ sich damit ebenso gut darstellen, wie die tiefste Empfindung, und der Rhythmus eines Gedichtes paßte sich aufs glücklichste der jeweiligen Stimmung an.

Die Gedichtsammlung wuchs gleichzeitig mit der kleinen Tochter, und die Mutterlieder wandelten sich allmählich zu Kinderliedern. Die innigsten darunter entstanden mitten im Getriebe eines waadtländischen Kurhauses, als nach einer langen Krankheit das Heimweh nach meinem kleinen Mädchen mich fast verzehrte. Sehnsucht und Erinnerung arbeiteten unablässig an einem Bilde, das die Entfernung mit dem Glanz der Phantasie umwob. Nie aber wäre ich mit meinem Liederschatz aus der Verborgenheit herausgetreten ohne ein Ereignis, das den Charakter einer Schicksalsfügung hatte.

Eine befreundete Lehrerin brachte mir eines Tages ein kleines braunes Heft, das den Titel trug:

Über Volkslied und Mundart. Ein Wort an die aargauische Lehrerschaft, von Prof. Dr. J. Winteler.

Das war im Februar 1896, an meinem 28. Geburtstage. Ich las die Schrift in einem Zuge durch und erlebte eine Stunde

tiefster Ergriffenheit. Wie in einem plötzlich aufstrahlenden Licht sah ich klar den Weg, den ich zu gehen hatte, schaute ich meine bescheidene Arbeit in den Dienst einer großen Sache gestellt. Was bis jetzt gleichsam wild gewachsen war, hatte nun Bedeutung, Ziel und Form bekommen. Das Bewußtsein einer besonderen Mission auf einem kleinen, aber für unsere Heimat wichtigen Gebiet der Poesie hat mich von diesem Tag an nie mehr verlassen.

Der verehrte Geschichtslehrer an der aargauischen Kantonsschule, der Verfasser der „Kerenzer Mundart" und Dichter des „Tycho Pantander" wandte sich in dieser Ansprache an die Lehrer als an die berufenen Hüter unseres Sprachgutes. An ihnen sei es, durch Anwendung einer reinen, von hochdeutschen Wörtern und Wendungen freien Mundart und durch den Gesang unserer bodenständigen Volkslieder die sinkende Achtung vor der Muttersprache wieder herzustellen und ihre angestammten Rechte vor andauernder Schmälerung zu sichern. Mit dem alten Vorurteil gegen die „erruchete und ergrobete Sprach" unseres Tschudy sei endlich gründlich aufzuräumen, denn in mehr als einem Punkte sei sie sogar rein als Sprachform dem Hochdeutschen großartig überlegen. Mit nachdrücklichem Ernst verweist Winteler dann auf die große Bedeutung der Mundart als Bewahrerin unserer Eigenart, in der die geistige und damit auch die politische Selbständigkeit unseres Landes wurzelt. Weit mehr als ihre vornehme Schwester eigne sich die Mundart für Poesie, die ja nach einem Goetheschen Wort in der Mundart ihren Atem schöpft. Wenn es uns gelinge, im *Gesang* die Mundart wieder zu Ehren zu bringen, so werde sich auch bei uns eine Fülle langverhaltener Liederfreude erschließen:

„Denn nicht in der Büchersprache, sondern in der Mundart lebt, denkt und empfindet unser Volk. Im Gesange erhebt sich die Seele zu ihrem höchsten Fluge und durch ihn wird die Mundart wieder in Gebrauch kommen für die edelsten Begriffe und Empfindungen, was ihr gegenwärtig versagt ist. Damit aber ist berufenen Dichtern und Schriftstellern der Weg gebahnt, in der Mundart dem Volke zu sagen, was sie samt dem Volke auf dem Herzen tragen, und das wird tiefer greifen, als alle die schönsten hochdeutschen Redensarten."

Den Pfuschern unter unsern Mundartschriftstellern aber macht Winteler klar, daß sie mit ihren Machwerken eine Sünde begehen am Geiste ihres Volkes und an ihrer angeborenen Muttersprache.

„Sie lassen es sich nicht träumen, daß, wer in seiner Mundart gut schreiben will, sich einer hohen Kunst unterfängt, die nicht bloß mit Ernst und Eifer erlernt sein will, sondern auch ein besonderes Talent erfordert. Daß man damit etwas weit Schwereres unternimmt, als wenn man hochdeutsch schriftstellert, wo im Notfall, wie Schiller sagt, die Sprache für uns dichtet und denkt."

In dieser zu Unrecht heute vergessenen, durch geschichtliche und sprachwissenschaftliche Ausführungen reich begründeten Abhandlung erweist sich Winteler als Pionier der später so umfassend ausgebauten Mundartforschung und als Anreger und Befruchter unserer Mundartpoesie.

Auf mich machte sie den Eindruck einer Offenbarung. Schubfächer wurden herausgezogen, Zettel geprüft, Reime geputzt, hochdeutsche Wörter und Wendungen in mühsamer Arbeit ausgemerzt, ohne daß das Ganze seinen Duft und seine Leuchtkraft verlieren durfte. Schließlich ging die Sammlung mit einem unter Herzklopfen geschriebenen Begleitbrief an den unbekannten Herrn Professor in Aarau ab.

Nicht ohne große Bedenken: Es war keine Kleinigkeit, seine heimlichsten Gedanken und Gefühle der kühlen Kritik des Gelehrten auszusetzen. Auch vor der Öffentlichkeit bangte mir, denn man war gewarnt: Von einer nach Amerika ausgewanderten Schwester meiner Mutter, die mit dem jungen Spitteler befreundet gewesen war und der Sage nach „gedichtet" hatte, wurde in der Familie nur mit nachsichtigem Bedauern gesprochen. Für das Städtchen aber war es schon genug, daß eine ehrbare Doktorsfrau noch Collegien in Zürich besuchte, frühe Waldspaziergänge machte und Sommerflor zwischen die Kohlbeete säte.

Aber gewagt war gewonnen. Ein freudig zustimmender Brief aus Aarau, ein Vortrag in der Kantonsschule über die Figuration des Volksliedes und eine lebenslange, bereichernde Freundschaft mit dem verehrten Lehrer war die Folge meiner Kühnheit. Noch im Herbst des gleichen Jahres erschien bei Karl Henckell in Zürich und Leipzig „Mis Chindli", ein Liederkranz für junge Mütter, eingeführt durch das Vorwort von Prof. Dr. Winteler. Bedeutende Musiker nahmen sich bald des Büchleins an, und heute sind die „Chindlilieder" schon fast selber wieder zum Volksgut geworden.

Jugendbuch in aller Welt

Von Blanche Weber, Leiterin der Jugendschriftenabteilung des Bureau international d'Education, Genf

Auf keinem Gebiet gibt es wohl so reiches Geben und freudiges Nehmen von Land zu Land wie auf dem des Jugendbuches. Gar manche Werke sind zum Gemeingut der Kinder aller Nationen geworden. *Robinson* hat in vielen Sprachen sich kühn die Welt erobert, *Pinocchios* Streiche ergötzen Frankreichs wie Italiens Kinder, mit *Nils Holgersson* reisen Spaniens Knaben und Mädchen durch Schweden, *Grimms* und *Andersens* Märchen sind allüberall der kindlichen Phantasie willkommene Gabe. Diese und noch andere Werke haben sich so sehr in den meisten Ländern eingebürgert, daß man sich keine Jugendliteratur ohne sie denken kann. Auf großen pädagogischen Kongressen, in Ausstellungen des Buchhandels kommt seit einigen Jahren der internationale Charakter der Jugendliteratur stark zum Ausdruck. Die Jugendbuchpflege in verschiedenen Ländern kurz darzustellen, einige typische Erscheinungen in der Buchproduktion zu charakterisieren, werden wir in folgendem versuchen.

Das Interesse für Kinderbücher, das Bedürfnis nach neuen Werken geht überall parallel mit der Entwicklung der Pädagogik, mit der Bedeutung, die dem Kinde zuerkannt wird. So kann man z. B. in den Südamerikanischen Staaten, die bekanntlich in den letzten Jahren mit Begeisterung die neuesten Erziehungsprinzipien angewandt, ein Erstarken des Sinnes für Jugendschriftenfragen feststellen. In *Brasilien* werden in Lehrerseminarien psychologische Untersuchungen über verschiedene Leseprobleme durchgeführt. *Columbien* hat, den Lehrern und Schriftstellern zur Anregung, in seinem Unterrichtsministerium